

vom 27. 3. 1963). Es ist gewiß nicht Sache einer deutschen Regierung, falsche Hoffnungen zu wecken — denn es sind nicht so viele, die eine Rückkehr der Vertriebenen tatsächlich wünschen —, aber es ist zweifellos Sache einer deutschen Regierung, ihre Bereitschaft zur Aufnahme der Vertriebenen zu zeigen — über jene selbstverständliche Möglichkeit der Rückkehr hinaus, die jedem Inhaber der deutschen Staatsangehörigkeit die Einreise in die deutsche Bundesrepublik gestattet.

15/7 a „Unser jüdischer Mitbürger gehört in unsere Mitte!“

Ansprache von Bundestagspräsident D. Dr. Eugen Gerstenmaier zur Eröffnung der Ausstellung „Monumenta Judaica“ in Köln am 14. Oktober 1963

Zum Fluche der verruchten Jahre gehört es, daß sie zumindest uns Deutsche nicht nur um den letzten Rest von Unbefangenheit mit dem Judentum gebracht haben, sondern daß sie auch — einem dunkelwogenden Rauchvorhang gleich — sich zwischen uns und die Geschichte, die große Geschichte des jüdischen Volkes geschoben haben. Zwar ist es wahr, daß es auch schon vor der Zeit, in der die Deutschen unter die Herrschaft der Mörder gerieten, Epochen gab, in denen alles andere als Unbefangenheit zwischen den Deutschen und den Juden — oder muß man sagen, zwischen Christen und Juden? — herrschte.

Der Antisemitismus ist alt. Er hat nicht selten, und nicht nur in Deutschland, in den vergangenen Jahrhunderten zu Mord und Totschlag, zu Vertreibung und Diskriminierung geführt. Aber unserem Jahrhundert und — Asche auf unser Haupt! — Deutschen blieb es vorbehalten, den Antisemitismus in seiner idiotischsten Gestalt, nämlich dem Rassenwahn, zu einem gnadenlosen Ausrottungssystem zu verwandeln. Die Gasöfen und Krematorien sind zwar seit 18 Jahren kalt und die Leidenstätten von einst sind zu Mahnmälern und Pilgerstätten geworden, aber der kalte Rauch von Auschwitz, Maidanek und anderen treibt noch immer durch unsere Tage. Keine Rede von bewältigter Vergangenheit! Wer soll, wer kann denn damit wirklich fertig werden? Müßten wir uns nicht mit der Erfahrung zufriedengeben, daß das schwere Schweigen, auf das wir in dieser Sache in Deutschland so oft stoßen, das Schweigen des ausweglosen, bedrängten Gewissen ist? Und müssen wir es nicht damit genug sein lassen, wiedergutzumachen, was eben wieder gutgemacht werden kann?

Ich glaube, damit so ungefähr getroffen zu haben, was viele Deutsche meinen und empfinden, wenn sie heute auf die Juden angesprochen werden. Ich weiß zwar auch — weil ich es erfahren habe —, daß es auch noch einige dreiste Gesellen in diesem Lande gibt, die so etwas für Selbstbeichtigung und Schmähung des deutschen Namens halten. Nun, sie sind zwar ärgerlich, aber belanglos. Charakteristisch für Deutschland im ganzen scheint mir jedoch zu sein, daß unser Blick nur selten und mit Mühe durch den Vorhang des großen Grauens hindurch auf das weite Feld der Geschichte und Geistesgeschichte des Judentums dringt.

Gewiß, da gibt es noch einige Grund- und Rahmenkenntnisse aus dem Religionsunterricht; und diese oder jene geschichtliche oder persönliche Erinnerung konnte auch von der massivsten antisemitischen Hetze des totalitären Staates nicht verborgen oder zerstört werden. Aber alles in allem: Die Distanz — oder um mit Scholem zu sagen — der Abgrund zwischen uns ist weit und tief geworden. Die Scham kann manches bewirken — aber Distanzen zu überwinden, ist ihr selten gegeben. Mit einiger Vorsicht und mit Bescheidenheit darf in unserer Zeit jedoch — wie mir scheint — auf zweierlei hingewiesen werden, was über die Scham hinausgeht. Das eine ist der beflissene Ernst, mit dem in Deutschland — soweit es frei ist — an der Woche der Brüderlichkeit festgehalten wird. Und das andere ist der wachsende Strom der deutschen Israelbesucher.

Israel fasziniert schon als großes Experiment einer modernen Staatsschöpfung und enormen Wirtschafts- und Kolonisationsleistung in unserer Zeit. Daß sich diese moderne Konstruktion

auf uraltem Kulturboden und vor dem Hintergrund einer vieltausendjährigen Geschichte erhebt, erhöht ihre Faszination. Ich kann nur wünschen, daß es vielen jungen Deutschen vergönnt ist, mit eigenen Augen in Israel zu sehen, was die Juden eigentlich sind und welch ungebrochene Kraft sie auch jetzt nach Jahrtausenden auf eigenem Boden entfalten. Aber wer dieses Israel gesehen hat, der hat eben noch nicht das Judentum überhaupt gesehen. Und er weiß noch wenig von dem, was es mit den Juden in Deutschland im Lauf einer fast 2000jährigen Geschichte auf sich hat.

Es ist das Verdienst der Stadt Köln, daß sie hier zu helfen versucht. Hier, in dieser Ausstellung, wird der Versuch gemacht, durch den Vorhang des Grauens hindurchzustößen und einen weiten Blick auf die Geschichte und Leistungen des deutschen Judentums in zwei Jahrtausenden zu ermöglichen. Sicher kann auch dieses Bemühen uns nicht befreien von bitterem Schmerz. Denn der Blick auf das, was war, bringt uns auch wieder vor Augen, was schließlich mörderisch vernichtet wurde. Dennoch ist es nicht der Sinn dieser Ausstellung, uns in Scham zu lähmen oder in schweigende Resignation zu banen. Sie unternimmt es vielmehr, die Distanz, die weite lastende Distanz zwischen den Deutschen und den Juden dadurch zu verringern, daß sie unseren Blick auf das uns „durch viele Jahrhunderte Verbindende“ richtet.

Daß dies nicht nur im Blick auf unsere jüngste Vergangenheit, sondern eben leider auch im Blick auf die lange Geschichte jüdisch-christlichen Zusammenlebens bitter notwendig ist, weiß jeder, der die Geschichte des Judentums auch nur ein wenig kennt. Die heranwachsende Generation in Deutschland wird vielleicht noch mehr als sonstwo in dem nicht in Israel wohnenden Juden einfach einen Auslandsisraeli sehen. Es mag sein, daß eine solche Auffassung da und dort auch im Staate Israel Anklang findet. Aber erstens trifft dies selten die Wahrheit, und zweitens ist damit das vor uns stehende Problem und die uns gestellte Aufgabe gar nicht gelöst. Denn sie erschöpft sich eben nicht darin, zwischen Deutschland und Israel brauchbare, normale und mit Gottes Hilfe auch einmal freundliche Beziehungen herzustellen. Ich bleibe zwar gegen allen respektablen und unrespektablen Widerspruch dabei, daß die uns einzig angemessene Lösung die ernsthafte Bemühung um die volle, also auch die *diplomatische Normalisierung unserer Beziehungen zu Israel* ist [Hervorhebung durch Red. d. FR]. Es ist nicht zu bestreiten, daß darin Risiken und Schwierigkeiten für uns liegen können. Sie müssen ins Auge gefaßt und dürfen nicht bagatellisiert werden. Aber auch dann, wenn man weiß, daß Politik nicht heißt, Doktrinen zu verfechten, sondern zweckmäßige Lösungen herbeizuführen — auch dann muß man wissen, was die Politik, jedenfalls die Politik des heutigen Deutschlands charaktervoll der Einsicht in ihren geschichtlichen Zusammenhang schuldig ist. Die Aufgabe, die uns mit dem Verhältnis zum Judentum gestellt ist, nimmt uns jedoch noch auf anderen Ebenen in Anspruch als der politisch-diplomatischen. Sie engagiert uns sehr persönlich auch als Christen und als Bürger gegenüber dem deutschen Mitbürger.

Eine der übelsten Folgen des alten, aus verschiedenen Wurzeln stammenden Antisemitismus war die generelle und grundsätzliche Diffamierung und Diskriminierung des jüdischen Mitbürgers. Dieser alte Antisemitismus hatte schon vor dem Aufkommen des Nationalsozialismus in manchen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zerstörend gewirkt. Er hat dem Nationalsozialismus den Boden bereitet, auch wenn er sich mehr gesellschaftlich und konfessionell als rassistisch definierte.

Hier im staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Bereich sind wir denn auch am unmittelbarsten gefordert, taktvoll und tatkräftig unseren Beitrag zu leisten zur Überwindung alter und neuer Distanzen. Selbstverständlich kann und darf man dabei auch dem jüdischen Mitbürger gegenüber nicht einfach so tun, als ob nichts oder nicht viel gewesen wäre. Aber unsere Zeit verlangt mehr von uns als ein neues Abseits des jüdischen Mitbürgers, nur daß es jetzt mit kräftig unterstrichenem positiven Vorzeichen ausgestattet wird. Unser jüdischer Mitbürger

gehört in unsere Mitte! Er hat gar nichts davon, wenn wir auf Zehenspitzen mit niedergeschlagenen Augen um ihn herumschleichen, als ob er schwerverletzt, ja moribund wäre. Er ist zwar schwerverletzt, aber er ist gar nicht moribund, und was er braucht, ist darum auch nicht der forcierte Philosemitismus des betretenen Gewissens, sondern das respektvolle Gleich auf Gleich [s. o. S. 761.].

Es ist klar, daß dies nach dem, was hinter uns liegt, alles andere als einfach ist. Aber gerade *das* muß sein. Wir sind dankbar, daß sich nicht nur die Christenheit in Deutschland, sondern die großen christlichen Konfessionen in der Welt unter dem Eindruck des gigantischen Judenmordes ernsthaft daran gemacht haben, auch ihre grundsätzlichen theologischen Einstellungen zum Judentum neu zu überprüfen. Das ist gewiß auch ein Ausdruck der Buße der christlichen Kirchen gegenüber dem Volke Israel, der nicht gering angeschlagen werden darf. Denn wie sehr und wie lange ist auch im Bewußtsein und Verhalten der christlichen Kirchen gegenüber dem Judentum das Trennende polemisch vor dem Verbindenden gestanden.

Es sind gerade deutschsprachige Juden, denen wir großen Dank dafür schuldig sind, daß sie hervorragende Beiträge dafür geleistet haben, um neue Begegnungen zwischen Christen und Juden bis in den Kern der Glaubens- und Geistesorientierung hinein zu ermöglichen. Ich nenne hier in großer Verehrung den greisen *Martin Buber* und den ehemaligen Frankfurter Religionsphilosophen *Gershom Scholem*, und ich gedenke dabei auch in Freundschaft des Preußen *Hans Joachim Schoeps* in Erlangen. Er hat besonders mit seinem vor einigen Jahren erschienenen Buch über Paulus von jüdischer Seite einen neuen bedeutenden theologischen Versuch zur Begegnung mit dem Christentum gemacht, dem leider bislang zu wenig Beachtung zuteil wurde.

Es spricht nach meiner Überzeugung für diese Theologie des Judentums, daß sie sich bei aller Bemühung um positive Begegnung und Verständigung mit dem Christentum von so gewaltsamen und doch unsicheren Versuchen ferngehalten hat, wie sie z. B. von einigen deutschsprachigen Theologen auch auf evangelischen Kirchentagen gemacht wurden. Hört man sie, dann steht man vor der Frage, ob denn Christus nur ein Mißverständnis war, „ein Volksprediger, der nichts wirklich Neues und Trennendes zum Judentum gesagt hat“ (vgl. „Christ und Welt“ vom 2. August 1963).

Bei allem Respekt vor den Motiven, die solchen theologischen Versuchen zugrunde liegen mögen: sie werden uns im Entscheidenden nicht helfen ... Versöhnung heißt ... daß wir bleiben, wer wir sind, aber in einem neuen Geist und einer gewandelten Gesinnung gemeinsam zu neuen Ufern unserer geschichtlichen Bestimmung ziehen. So ähnlich wird und soll es wohl auch zwischen Juden und Christen, zwischen Synagoge und christlicher Kirche zugehen, bis der Herr der Geschichte ein anderes bestimmt. Jüdisch-christliche Zusammenarbeit sollte jedenfalls nicht auf profillosen Synkretismus hinzielen, sondern auf das dankbar erkannte Gemeinsame und Verbindende im unwechselbar Eigenen und Trennenden. Versöhnung heißt nicht Verwischung des Wahrheitsbewußtseins, sondern Brüderlichkeit im Unterschied. Das staatsbürgerliche Miteinander von christlichen und jüdischen Mitbürgern soll und darf von der glaubensmäßigen Verschiedenheit, von der Zugehörigkeit zur Synagoge oder christlichen Kirche freilich so wenig in Frage gestellt werden, wie das zwischen Katholiken und Protestanten. Ich spreche damit nur einige wenige, mehr aktuelle als historische Aspekte der Begegnung von Juden und Christen, vor allem aber von Deutschen und Juden an.

Die Monumenta Judaica bringt mit dem großen historischen Aspekt, den sie eröffnet, wieder so viel Verbindendes und Verpflichtendes vor unsere Augen, daß wir dieser Ausstellung zutrauen dürfen, daß sie vielen hilft, durch den Vorhang des Grauens durchzustoßen, der immer noch vor unseren Augen hängt, wenn wir an das Volk Israel und an unsere deutschen Mitbürger jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft denken.

Ich danke der Stadt Köln und allen, die sich um die Monumenta Judaica verdient gemacht haben. Die Ausstellung ist eröffnet.

15/7 b Eine Sinfonie des guten Willens

Alt-Kölner und die Monumenta Judaica
Von Dr. S. Goldmann

Die „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ (XVIII/30) vom 25. 10. 1963 schreibt:

Es bedeutete eine Lücke in der Darstellung der Eröffnungsfeierlichkeiten zur Monumenta Judaica, würde man nicht der besonderen Anstrengungen der Stadt Köln unter ihrem rühmigen Oberbürgermeister *Burauen* sowie des Oberstadtdirektors Dr. *Max Adenauer* gedenken, um die 67 von ihr eingeladenen, ehemals im öffentlichen Leben stehenden Altkölner bestens unterzubringen und mit einer Fülle von Aufmerksamkeiten zu überhäufen.

Aus Nord- und Südamerika, verschiedenen Staaten Europas und — last not least — aus Israel waren sie herbeigekommen, wenn auch, wie sie in der internen Veranstaltung der „Vereinigung ehemaliger Kölner“ vom 16. Oktober 1963 freimütig bekannten, unter Überwindung schwerster Gewissensbisse, um dann mit Befriedigung festzustellen, daß sie sich von dem aufrichtigen Willen der Stadtverwaltung, die durch das Amt für Kunst und Volksbildung unter Oberrechnungsrat Wahle die Vorbereitung dazu treffen ließ, zur Aufnahme eines persönlichen Kontakts überzeugen ließen.

In seiner Empfangsrede im Gürzenich kennzeichnete dies Oberbürgermeister *Burauen* mit den Worten: „Die Stadt Köln verband mit dem Plan, die rheinische Geschichte der Juden darzustellen und zu interpretieren, auch eine Verpflichtung, sich denen zu widmen, die einst als tätige Bürger in unseren Mauern lebten. Eine Repräsentanz dieser jüdischen Bevölkerung Kölns ist heute in der alten Heimatstadt zu Gast. Ihr gilt unser warmherziger Gruß. Wir empfinden mit Ihnen die tiefe Erschütterung, die Sie bei der Heimkehr nach 20 oder 30 Jahren ergreift, in eine Stadt, aus der Sie Tyrannei und Diktatur vertrieben haben. Wir danken Ihnen, daß Sie sich bereitgefunden haben, unsere Einladung anzunehmen. Wir gedenken mit Ihnen der 11 000 jüdischen Mitbürger, denen es nicht gelang, sich vor der Verfolgung in Sicherheit zu bringen, sondern die den Tod durch unmenschliche Hand erliden mußten.“¹ Dem Gedanken der letzteren galt die schlichte, aber eindrucksvolle Veranstaltung in der Gedenkhalle der Synagogen-Gemeinde, wobei der Gemeinderabbiner tief bewegt der drei geistigen Führer gedachte, die in den Deportierungslagern — Dr. *Isidor Caro*, Dr. *Julius Simons* und Dr. *Siegmund Stein* (von der Synagogengemeinde Adass Jeschurun — St. Aperiustraße) — und der drei, die in der Diaspora — Dr. *Adolf Kober*, Dr. *Elasar Dünner*, Dr. *David Carlebach* — verschieden ...

Einen sehr interessanten Abschluß der mehr als ausgefüllten Woche fanden die an Erziehungsfragen Interessierten in dem Ausspracheabend von Pädagogen und jungen Israel-Fahrern, geleitet durch den in Israel wohlbekannten und geschätzten Beigeordneten *Giesberts* in dem Konferenzraum der „Wolkenburg“. Ein Chor herzerfrischender Israel-Lieder umrahmte die Aussprache zwischen hiesigen und Israel-Pädagogen, die auf ihre Fragen aufschlußreiche Auskunft über den Geist der neuen Erziehung erhielten.

¹ Vgl. Ansprache von Oberbürgermeister Theo Burauen vom 14. 10. 1963. Hrsg. vom Nachrichtenamt der Stadt Köln.